



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Militäretat im Reichstage. Justizreform. Der Fall Puttkamer und die Kolonialskandale. Zur liberalen Schulpolitik in Preußen.)

Wenn verschiedene Anzeichen nicht trügen, scheint die Nervosität, die sich eines Teils unsrer öffentlichen Meinung bei den Erörterungen über die Reisen und Besuche König Eduards bemächtigt hatte, allmählich zu weichen und dem wachsamem, aber äußerlich ruhigen Selbstbewußtsein Platz zu machen, das allein eines gesunden und tüchtigen Volks von sechzig Millionen würdig ist und zugleich auch den Tatsachen entspricht. Und dabei müssen wir zu unsrer Freude feststellen, daß die letzten Reichstagsverhandlungen über den Militäretat zu dieser erfreulichen Wandlung ihr Teil beigetragen haben. Oder ist es umgekehrt? Ist der befriedigende Verlauf dieser Beratung die Folge der inzwischen zurückgekehrten richtigen Empfindung, daß wir in unsrer Haltung dem Auslande gegenüber etwas gut zu machen hatten? Vielleicht ist beides richtig, und es hat eine Wechselwirkung stattgefunden. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, die Hauptsache bleibt der Eindruck, den die würdige Haltung der deutschen Volksvertretung gerade in diesen Tagen nach außen hin machen mußte, als die uns unfreundlich gesinnte ausländische Presse sich eben anschickte, unsre „Nervosität“ zu verspotten und sie als Zeichen einer innern Unsicherheit zu deuten.

Viel hat freilich zu dem soeben gekennzeichneten Verlauf der Debatten die Persönlichkeit des Kriegsministers von Einem beigetragen, der durch die ruhige, feste und vornehme Art seines Auftretens und seiner Ausführungen alle bürgerlichen Parteien zu einem Ausdruck ihres Vertrauens nötigte und die Kritik in verständigen Grenzen hielt. Von sozialdemokratischer Seite wurde er zwar angegriffen und des „Säbelrasseln“ beschuldigt, aber diese vom Parteikatechismus geforderten Angriffe entbehrten diesmal gänzlich der Wucht und Leidenschaft, womit sie früher geführt wurden. Sogar der grimme Bebel hielt es für angebracht, zu bezeugen, daß der Kriegsminister sich alle Mühe gebe, die Soldatenmißhandlungen zu beseitigen, und daß sie in der Tat jetzt als Ausnahmeerscheinungen anzusehen seien. Das wurde auch von den ausländischen Beurteilern sehr bemerkt, und der Pariser Temps nahm daraus sogar Veranlassung, Bebel, „cet excellent Allemand“, dem französischen Sozialistenführer Gustav Hervé als Muster von Patriotismus in militärischen Vorzügen vorzuhalten. Wir wissen ja nun freilich, daß der Wein dieser sozialdemokratischen Begeisterung für unsre Wehrmacht viel Wasser enthält, vielleicht bei vielen auch nichts anderes ist als gefärbtes Wasser. Aber wenn einer dergleichen vorzählt, so muß er einen Zweck damit verfolgen, und wenn der Mann, der bisher niemals durch vaterländische Rücksichten bewegt werden konnte, seine Todfeindschaft gegen die bürgerliche Gesellschaft auch nur einen Augenblick zurückzustellen, der sich nicht schämte, vor einer ausländischen Zuhörerschaft die Hoffnung auszusprechen, daß Deutschland durch ein ihm bereitetes Sedan zur Republik gelangen werde, der die mordbrennerischen Herero verherrlichte, um unsre braven, unter unsäglichen Mühsalen kämpfenden Südwestafrikakrieger zu beschimpfen — wenn sich dieser Mann plötzlich ein Maßhalten auferlegt, das er früher nie gekannt hat, so muß ihm doch recht stark zum Bewußtsein gekommen sein, daß das entgegengesetzte Verhalten ihm in den Augen der eignen Parteigenossen mehr Schaden als Vorteil bringen werde. Und in Wahrheit wird augenscheinlich die wüste und sinnlose Heze gegen die einfachsten und klarsten vaterländischen Interessen allmählich auch dem deutschen sozialdemokratischen Arbeiter zum Überdruß. Denn soviel Urteilskraft haben sich auch diese beständig zum Klassenhaß aufgepeitschten Gemüter immer noch bewahrt, daß

sie sehr wohl erkennen, wie schlecht gerade die Verwirklichung der Babelschen Prinzipien und Wünsche, wenn sie überhaupt möglich wäre, dem Klasseninteresse der Arbeiterschaft dienen würde. Wenn durch alle Volkskreise die Meinung geht, daß die von Regierung und Volk in Deutschland gehegte und reichlich durch die Tat bewiesne Friedensliebe im Auslande so wenig gewürdigt wird, und man sich nicht scheut, uns anzufinden und zu bedrohen so können solche Eindrücke auch am deutschen Arbeiter, in dem trotz der Giftsaat der internationalen Sozialdemokratie die Empfindungen gesunder Männlichkeit und Heimatsliebe noch lebendig sind, nicht spurlos vorübergehn. Die sozialdemokratischen Führer fühlen und wissen sehr wohl, daß sie sich in der brutalen Verletzung dieser Empfindungen, der Nichtbeachtung dieser Imponderabilien und Unterströmungen in den eignen Reihen ihrer Partei ein gewisses Maß auferlegen müssen. Das kam jetzt in der Haltung der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstage zum Ausdruck. Man wird das nicht überschätzen dürfen, und vor allem daraus keine Rückschlüsse auf einen Umschwung in dem innersten Wesen der Sozialdemokratie zu ziehen haben, aber man kann sich freuen, daß wenigstens die praktische Wirkung erreicht wurde, den übelwollenden Elementen im Auslande die erwartete Freude an einer gehässigen Kritik unsrer militärischen Zustände im deutschen Reichstage und an den Anzeichen von Spaltung und Unzufriedenheit im deutschen Volke gründlich zu verderben.

Das sogenannte „Säbelrasseln“ des Kriegsministers, das die sozialdemokratische Presse, um einigermaßen ihrer Rolle getreu zu bleiben, behaupten zu müssen glaubte, bestand darin, daß er etwas Selbstverständliches feststellte. Der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg hatte am Schluß seiner Rede gesagt, es gebe nur ein einziges Mittel, Europa den Frieden zu erhalten, man möge uns in Ruhe lassen. „Wenn nicht, nun so mögen sie kommen.“ General von Einem hatte dazu bemerkt, er unterschreibe diese Worte durchaus. Schon am Tage vorher hatte er in seiner ersten Rede, als er von der Notwendigkeit einer Umbewaffnung sprach, hervorgehoben, daß auch schon vor der Durchführung dieser Maßregel die Kriegsbereitschaft keinen Augenblick unterbrochen sei und unterbrochen sein dürfe. „Wir müssen jederzeit kriegsbereit sein und sind es auch.“ Das war, wie gesagt, etwas Selbstverständliches, aber in der gegenwärtigen Weltlage war es namentlich für die, die sich an dem Gedanken einer Koalition gegen deutsche Rechte und Interessen berauschen und von unsrer Einschüchterung träumen, allerdings ein ernster Wink, und für unsre nervös gewordenen und verstimmtten Landsleute nicht minder ein Wink zur Selbstbesinnung. Fühlte doch mit Recht ein jeder, zu dem dieses feste und männliche Wort des Kriegsministers drang, daß es aus diesem Munde und unter unsern Verhältnissen ein ganz andres Gewicht hatte als das berüchtigte Wort des französischen Kriegsministers von 1870, des unglückseligen Marshalls Lebouef: *Nous sommes archiprêts*. Und es fehlt nicht an Anzeichen, daß die Reden des Generals von Einem sowie der ganze Charakter dieser Verhandlungen jenseits der deutschen Grenzen richtig verstanden und gewürdigt worden sind.

Dem Militäretat war im Reichstage der Justizetat vorangegangen, nachdem die Beratung über den Etat des Innern durch Schlußanträge endlich auf ein vernünftiges Maß gebracht worden war. Beim Justizetat regten sich diesmal die Wünsche nach Beschleunigung der auf verschiedenen Gebieten längst geplanten und vorbereiteten Reformen stärker als sonst, aber es liegt wohl in der Schwierigkeit der Aufgabe begründet, daß die Ungeduld der Vorkämpfer dieser Reformen noch manche Proben zu bestehen haben wird. Die Reform des Strafprozesses wird nun hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen; ob aber die viel umfassendere und noch mehr umstrittene Aufgabe einer gründlichen Reform des Strafgesetzbuchs so bald gelöst werden kann, erscheint doch sehr fraglich.

Mit den Etatsberatungen geht es nun wenigstens flott vorwärts; mit ihrer Beendigung wird der Reichstag seine Aufgabe für diese Tagung im wesentlichen gelöst haben. Das und die Anbahnung einer gesunden Kolonialpolitik stand ja gegenwärtig in der ersten Reihe, und die Zeit ist zu kurz, um mehr zu schaffen. In der Kolonialpolitik sind wir nun hoffentlich über die Zeit der Skandale und Enthüllungen hinaus. Den letzten Meilenstein dieser Periode bezeichnet, wie wir hoffen, die Verhandlung in dem Disziplinarverfahren gegen den Gouverneur von Puttkamer, die in der letzten Woche stattfand. Über den Fall selbst ist nachgerade genug geredet und geschrieben worden. Wenn man das alles gehört und gelesen hat und dabei — wie es doch eigentlich selbstverständlich ist — annimmt, daß alle diese Ausdrücke der Entrüstung vom Herzen kommen und die darin ausgesprochene Gesinnung auch stets in der Lebensführung betätigt wird, so kann man nur aufrichtige Freude empfinden, was wir Deutschen für ein tugendhaftes Volk sind, und wie genau es bei uns alle im öffentlichen Leben stehenden Persönlichkeiten mit dem sechsten Gebot und den Vorschriften der guten Sitte nehmen. Hoffentlich erhalten wir uns das und bleiben vor allen Dingen darin — konsequent nach allen Richtungen hin! Ernst gesprochen, nicht über den Fall selbst, sondern über die politische Behandlung dieses Falls sind wohl noch einige Worte notwendig. Es versteht sich von selbst, daß Verfehlungen und sonstige Handlungen, die der Würde des Amtes nicht entsprechen, auch bei den höchsten Beamten untersucht und rücksichtslos geahndet werden müssen. Wir haben sogar nichts dagegen, wenn hierbei das, was der Engländer *cant* nennt, und worüber wir im Bewußtsein höherer Tugend gern die Nase rümpfen, eine gewisse Rolle spielt und mancher mit Steinen wirft, der selbst im Glashause sitzt. Wer im großen Strom des Lebens steht, lernt mit der Zeit über gewisse Abarten der Heuchelei milde denken. Für die politische Seite der Sache kommt nur in Betracht, den Punkt zu bestimmen, wo das staatliche und nationale Interesse in seine Rechte tritt und der Verfolgungsfreude eifriger Sittenrichter eine Grenze ziehen muß. Entsprang der Eifer, mit dem hier öffentlich und nicht selten gegen das gewöhnlichste Anstandsgefühl in Dingen gewählt wurde, die man sonst, wo es in den Parteikram paßt, gern mit verständnisvoller Rücksicht zudeckt — entsprang dieser Eifer wirklich der ehrlichen Entrüstung? Oder galt es nicht vielmehr dem doppelten Zweck, Parteiinteressen zu fördern und die Sensationslust des lieben Publikums zu kitzeln? Nun kann man ja auch der Parteisucht manches zugestehen. Es ist ja nicht schön, aber leider nun einmal menschlich, daß gewöhnlich zwei verschiedene sittliche Maßstäbe zur Hand sind, einer für den Parteifreund und einer für den Gegner. Was wir verlangen können, ist nur, daß das allgemeine Interesse dabei nicht geschädigt wird, und das geschieht sehr leicht, wenn sogar die Staatsgewalt den Parteien aus taktischen Gründen gewisse Rücksichten zu schulden glaubt. Die Art, wie man den Gouverneur von Puttkamer aus Kamerun zurückberufen hat, war eine Übereilung. Es konnte eine unauffällige Form gefunden werden, um die Untersuchung einzuleiten, ohne die Autorität des Gouverneurs bei den Eingebornen zu gefährden. Nachdem die Gegner Puttkamers in der Kolonie die alberne und frivole — übrigens durch das gegebne Beispiel und die möglichen Wirkungen bei dem Charakter der Neger nicht ungefährliche — Komödie mit der Petition der Altkaleute aufgeführt hatten, mußte der Gouverneur unter allen Umständen so lange im Schutzgebiet bleiben, daß aus dieser Anregung des Größenwahns der Eingebornen keine schlimmen Folgen entstehen konnten. Außer diesem Schritt, der uns zum Gespött anderer Kolonialmächte machen mußte, ruft die ganze Behandlung des Falls in der Öffentlichkeit die schwersten Bedenken hervor. Monatelang ist der Gouverneur während der schwebenden Untersuchung durch den Schmutz gezogen worden, ohne daß einer der Beurteiler behaupten konnte, irgendwie genügend

orientiert zu sein. Die Verfolgungssucht der durch Parteiucht erregten öffentlichen Meinung zeigte sich in ihrer schönsten Blüte. Man erregte sich noch nachträglich darüber, daß Puttkamer überhaupt Gouverneur geworden sei. Das kann man insofern zugeben, als man heute wohl mehr als früher Bedenken tragen würde, Leute in den Schutzgebieten zu verwenden, die in ihrer heimischen Laufbahn in irgendeiner Weise gescheitert sind. Aber abgesehen davon, daß die Strenge der heutigen Anschauungen durchaus noch nicht die Frage entscheidet, ob es wirklich richtig und zweckmäßig ist, Kräfte, die sich mit der nachgerade übertriebenen Korrektheit unsrer heimischen Verhältnisse in ihrer Jugend nicht ganz abgefunden haben, unter allen Umständen von der Betätigung im deutschen Neuland auszuschließen, ist doch daran zu erinnern, daß man zu jener Zeit, als Puttkamer in den Kolonialdienst trat, anders dachte. Und in Wahrheit hat er den an ihn gestellten Anforderungen und Erwartungen entsprochen und sich in einundzwanzigjährigem Tropendienst große Verdienste um die westafrikanischen Schutzgebiete erworben. Als nun die Untersuchung gegen ihn eingeleitet worden war wegen Verfehlungen, die zwar die gute Sitte und die Amtswürde verletzten, aber strafrechtlich doch sehr leicht wogen, da behandelte man ihn in der Heimat schon wie einen überführten Verbrecher. Erlaubte sich ein verständiges Blatt einmal darauf hinzuweisen, daß sich für verschiedene Beschuldigungen keine Anhaltspunkte ergeben hätten, so fielen die Heger darüber her, als ob es sich um Vertuschungs- und Beschönigungsversuche für die schlimmsten Verbrechen handelte. Daß die Untersuchung mehr Zeit fordern würde, als wenn es sich um Dinge, die in der Heimat geschehn, gehandelt hätte, stand für jeden überlegenden Menschen von Anfang an fest. Trotzdem klagte man über die Verschleppung des Falles. So wurde die öffentliche Meinung in der tendenziösesten Weise bearbeitet, und als nun zuletzt das Disziplinargericht nach eingehender Würdigung aller Verhältnisse einen Richterspruch fällte, der der künstlich angestachelten Verfolgungssucht der öffentlichen Meinung zu milde erschien, da konnte man sich gar nicht darüber beruhigen, daß die ganze tugendhafte Entrüstung der guten Christen und Patrioten vergeblich gewesen sein soll.

Bernünftige Leute werden aber nun doch wohl endlich zur Besinnung kommen und sich noch etwas ernster als bisher die Frage vorlegen, ob wir unsre Kolonien nur dazu haben, um die Erfolge deutscher Arbeit durch widerwärtige persönliche Skandale gefährden und diskreditieren zu lassen. Alle diese Sachen verschieben das Urteil über die Bedeutung unsrer Kolonisation in gefährlicher Weise, indem sie Fragen der privaten Moral eine ganz falsche Stelle anweisen und die heimischen Kreise mit falschen Begriffen erfüllen. Die ekelhafte, systematische Ehrabschneiderei gegenüber den Leuten, die einer der wichtigsten Aufgaben unsrer Zeit Leben und Gesundheit opfern, muß endlich einmal ein Ende nehmen. Damit ist nicht gesagt — wir müssen es noch einmal betonen —, daß Verfehlungen nicht gesühnt werden sollen. Aber das kann geschehen ohne einen solchen Hexensabbat der niedrigsten Parteiucht und Heuchelei.

Im preussischen Abgeordnetenhaus nähern sich die Etatsberatungen schon ihrem Ende. Man ist bei der dritten Lesung. Hierbei haben die vereinigten Liberalen und Freikonservativen beim Kultusetat ihren Vorstoß gegen die Regierung in Sachen einer liberalen Schulpolitik erneuert. Wir finden zwar auch jetzt den Augenblick und die Umstände, unter denen dieses Vorgehen ins Werk gesetzt worden ist, nicht besonders glücklich gewählt, müssen aber zugestehen, daß im einzelnen die Sache diesmal geschickter gemacht wurde als am 16. März. Die Nationalliberalen fühlen sich wohl durch ihre Wähler etwas gedrängt, die Echtheit ihres Liberalismus zu erweisen; die Freisinnigen müssen, um ihre nationale Aufgabe im Reichstage zu erfüllen, ebenfalls etwas tun, um die „Unentwegten“ und die Prinzipienreiter

im eignen Lager zu beschwichtigen, und die Freikonservativen sagen sich vielleicht, daß sie bei ihrer bekannten Stellung zur Schulfrage gut tun, die Liberalen nicht allein zu lassen, um etwaige Folgen für den nationalen Block im Reichstage nicht zu verschärfen. Immerhin würde das ganze Vorgehen wirksamer sein, wenn man sich noch etwas geduldete. Herr von Studt hat die feste Absicht, sich bald zurückzuziehen. Einem neuen Kultusminister gegenüber würde man die Frage nachdrücklicher und aussichtsvoller behandeln können. Und bis dahin würde auch die Reichspolitik bereits besser konsolidiert sein. Doch über diese Frage wird später noch häufiger zu reden sein.

Ein Dichter in der Bluse. Von dem Arbeiter Fischer, dem vor drei Jahren Paul Göhre in die Öffentlichkeit geholfen hat, sagten wir, daß er sich des ersten Erfordernisses eines Dichters erfreue; sein Hirn sei ein guter photographischer Apparat, der alle Eindrücke scharf aufnehme und treu festhalte. In ungelenkten Worten vermöge er diese dann wiederzugeben. Dem Deutschamerikaner Hugo Bertsch ist außer der Eindrucksfähigkeit auch schöpferische Phantasie verliehen. Zudem hat er viel gelesen, viel gedacht und ist im Schreiben gewandt genug, sodaß er eines Verbessersers seines Stils nicht bedurfte. Adolf Wilbrandt, der sich seiner Liebesoll angenommen hat, konnte sich auf Beurteilung seiner ersten, verunglückten Manuskripte — nicht Lebenserinnerungen waren diese, sondern Schauerdramen — und auf gute Ratschläge beschränken. Bertsch ist der Sohn eines blutarmen Dorfschullehrers im württembergischen Schwarzwalde, erlernte die Kürschnerei, wanderte als Gesell bis London, trat 1871 beim Militär ein und hatte das Glück, nach Frankreich zur Okkupationsarmee kommandiert zu werden, abenteuerete hierauf, bald als Arbeiter, bald als Matrose, bald als Stromer, in England, Neuzeeland und Amerika herum, so manches verübend, was nach seiner eignen Meinung nicht schön war, und beschloß endlich, als echter Schwabe, im vierzigsten Lebensjahre vernünftig zu werden. Er kehrte zur Kürschnerei zurück, die er auß neue erlernen mußte, heiratete in Newyork, wurde Vater zweier Kinder und versuchte es in einer Zeit unverschuldeter Arbeitslosigkeit aus reiner Verzweiflung, doch des innern Dranges nicht ermangelnd, mit der Schriftstellerei. Nach mehreren mißglückten Anläufen hatte er mit dem Roman „Die Geschwister“, den Wilbrandt bevormortete, glänzenden Erfolg, ließ ihm einen zweiten folgen: „Bob, der Sonderling“ und dann Lebenserinnerungen, die er Bilderbogen aus meinem Leben betitelt hat (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger, 1906), weil das Buch nicht eine zusammenhängende Geschichte seines Lebens ist, sondern nur einzelne Erlebnisse mitteilt. Sehr wohlthuend berühren die zärtliche Gatten- und Kinderliebe, der starke Familienfuss des frühern Bagabunden, die sich darin kundgeben, ferner das innige Naturgefühl, der ideale Schwung seiner Seele und seine sozusagen philosophische Frömmigkeit. Die lebendigen Schilderungen sind vielfach mit sinnigen Betrachtungen durchflochten. Er versteht den Leser durch die Darstellung zu fesseln, und an packendem Stoff fehlt's natürlich auch nicht im Leben eines Abenteurers. So haben wir, dank Wilbrandt und dem interessanten Schwaben, ein unterhaltendes Buch bekommen und zugleich einen schätzbaren Beitrag zur Psychologie zweier interessanter Menschenklassen, die der Verfasser in seiner Person vereinigt, des Stromers und des von der Wissenschaft und Bildung unsrer Zeit angeflognen Handarbeiters. C. J.

